

Christian Hacke

Gescheiterter Meisterstrategie

Joschka Fischer:
„I am not convinced“.
*Der Irak-Krieg und die
rot-grünen Jahre*, Verlag
Kiepenheuer und Witsch,
Köln 2011, 368 Seiten,
22,95 Euro.

Der erste Band von Joschka Fischers Erinnerungen an die rot-grünen Jahre, vor vier Jahren erschienen, hatte die deutsche Außenpolitik vom Kosovo-Krieg bis zum 11. September 2001 zum Thema. Der zweite Teil seiner Memoiren – das Titelblatt zeigt es – steht ganz im Zeichen des Irak-Krieges: „I am not convinced“, hielt der deutsche Außenminister dem amerikanischen Verteidigungsminister Rumsfeld auf der Münchner Sicherheitskonferenz 2003 entgegen. Zweifelsohne war dies Fischers Sternstunde.

Doch wird das „Nein“ von Rot-Grün zum Irak-Krieg zu weitschweifig zelebriert. Dagegen werden eigene Fehler und Versäumnisse unterschlagen: kein Wort darüber,

dass Rot-Grün jegliche militärische Option zur Wiederherstellung des Völkerrechts – auch unter UNO-Mandat – kategorisch ausschloss. Dadurch wurde die Autorität der UNO untergraben und der Aufbau einer glaubwürdigen und geschlossenen Drohkulisse verhindert. Leider bestärkte der „deutsche (Sonder-)Weg“ von Rot-Grün den irakischen Diktator in seiner Unnachgiebigkeit.

Diplomatisches Abseits

Fischer verliert auch kein Wort über die späten Erfolge des Irak-Krieges, die den Irakern heute eine unerwartete gesellschaftspolitische Perspektive ohne die menschenverachtende Diktatur Saddam Husseins eröffnen. Hier könnte die Geschichte sich eines Tages mehr „convinced“ von Bushs Krieg zum Sturz des Diktators zeigen als von Fischers „Nein“.

Auch wenn er dies in seinen Erinnerungen nicht wahrhaben möchte: Von der „uneingeschränkten Solidarität mit den USA“

am 11. September 2001 hatte sich die rot-grüne Bundesregierung im Zuge des Irak-Krieges zunächst ins diplomatische Abseits manövriert. Anstatt im Dreieck London – Paris – Berlin auf ein kraftvolles UNO-Ultimatum an Saddam hinzuarbeiten, zimmerten die Regierenden in Berlin mit Chirac und mit Putin ein bislang unbekanntes antiamerikanisches Machtdreieck zusammen, das die Spaltung Europas, der Atlantischen Allianz und die dramatische Verschlechterung der deutsch-amerikanischen Beziehungen zu verantworten hatte. Bewährte Eckpunkte deutscher Außenpolitik wurden auf den Kopf gestellt.

Da wurde selbst Fischer nervös, wie er in seinen Erinnerungen berichtet. Weil Fischer in Sorge um das deutsch-amerikanische Verhältnis war, muss man bedauern, dass seine Bemühungen um Annäherung in der konservativen Bush-Administration ohne Resonanz blieben. Condoleezza Rice, Dick Cheney und Donald

Joschka Fischer mit dem ehemaligen UN-Generalsekretär Kofi Annan am 20. November 2003 im Hauptquartier der UNO in New York.

© picture-alliance/dpa/dpaweb, Foto: epa Jason Szenes



Rumsfeld blieben verständlicherweise durch Fischers bizarres Weltbild irritiert: Noch 1989 interpretierte er die Spaltung Deutschlands als Strafe für Auschwitz und die Forderung nach Wiedervereinigung als verhängnisvollen Fehler. Auch verhinderte sein naiver Pazifismus ein schnelles militärisches Vorgehen Deutschlands und Europas gegen den serbischen Aggressor auf dem Balkan. Zudem schwadronierte Fischer noch in den Neunzigerjahren über eine angebliche reaktionäre außenpolitische Rechte, die in Deutschland das Vierte Reich errichten

möchte: „Es droht in Deutschland die Wiederverkehr nicht nur des militanten Nationalismus und Rassismus, sondern am Ende gar ein neuer Faschismus.“

Ständiger Sitz?

Kein Wunder, dass die republikanische Elite in Washington, die noch mit Kohl und Genscher die Wiedervereinigung erstritten hatte, dem Grünen-Außenminister Fischer nicht unvoreingenommen begegnete. Erst als Fischer unter dem Druck der Ereignisse wie des Kosovo-Krieges, 9/11 und schließlich in Regierungsverantwortung ein gewisses

Gespür auch für widrige Realitäten entwickelte, schwanden manche Vorbehalte. Trotzdem blickte man in vielen Hauptstädten der Welt weiter reserviert auf den deutschen Außenminister.

Das konservative Washington sah sich dann in seiner Skepsis bestätigt, als Außenminister Fischer öffentlich die Nuklearstrategie des Bündnisses kritisierte und damit seine transatlantischen Lippenbekenntnisse konterkarierte. Jahre später beging Fischer einen weitaus folgenreicheren Fehler, als er gemeinsam mit seinem Bundeskanzler für

Deutschland im UNO-Sicherheitsrat einen ständigen Sitz forderte.

Fischer erweckt in seinen Erinnerungen den Eindruck, als ob ihm dieses tollkühne Unternehmen aufgezwungen worden wäre. Ursprünglich hatte sich Rot-Grün 1998 ja im Koalitionspapier auf die Forderung nach einem gemeinsamen europäischen Sitz im Rat geeinigt. Das ergab Sinn, denn Rot-Grün verstand sich als Fürsprecher einer multipolaren Weltordnung, mit der UNO als neuem Machtzentrum und einer Zivilmacht Europa als neuem Pol. Abgesehen von der Fragwürdigkeit dieses Weltbildes, irritierte Fischers plötzliche Wendung ins Nationale prinzipiell.

Aber seine Erinnerung, im Zuge einer UNO-Reform sei dieser Schritt zwingend gewesen, stellt die Dinge auf den Kopf. Vielmehr glaubte Fischer, von seinem Staatssekretär Pleuger angefeuert, selbst an den großen Coup. Deshalb reisten er und seine Diplomatenriege unverdrossen um die Welt, um für den deutschen Anspruch zu werben. Fischer scheiterte auch, weil er undiplomatisch, ja geradezu anmaßend auftrat. Fischers Ambitionen auf einen ständigen Ratssitz blieben auch unerfüllt, weil seine

UNO-Diplomatie in Sachen Irak jegliche Geschmeidigkeit vermissen ließ. Das hatte die Staatengemeinschaft nicht vergessen. Kein Wunder, dass auch die Regierung Bush Berlins Anliegen nicht unterstützte. So markierte das Streben nach einem ständigen Sitz im Sicherheitsrat der UNO einen peinlichen Tiefpunkt rot-grüner Diplomatie und war dem Ansehen Deutschlands in der UNO und der Welt abträglich.

Afghanistan

Dagegen schien Fischers Engagement für Afghanistan chancenreich, um Deutschland international stärker ins Spiel zu bringen. Nach dem 11. September 2001 war für Fischer ein langfristiges Engagement in Afghanistan erstrebenswert. Couragiert plädierte er deshalb im Zuge der Afghanistan-Konferenz auf dem Petersberg für eine deutsche Führungsrolle beim Wiederaufbau. Er erinnert sich stolz an diesen Moment: „Es war ein bewegender Augenblick, zwei Monate nach dem Beginn des Krieges versammelten sich auf dem Petersberg alle politischen Strömungen, Stämme und Religionsgemeinschaften jenseits der Taliban, um den Weg zu einem neuen Afgha-

nistan zu beschließen.“ *Nation building* ließ sich aber nicht idealistisch durch das Bohren von Brunnen und zivilgesellschaftliche Illusionen verwirklichen. Nicht nur die Taliban hatten gänzlich andere Vorstellungen von der Zukunft Afghanistans. Nur wenige Jahre nach Petersberg eskalierte der Bürgerkrieg. Dazu schreibt Fischer: „Warum die ‚Petersberg-Garantiemacht‘ Deutschland nicht bereits seit Jahren die Entwicklung einer politisch-regionalen Strategie im westlichen Bündnis aktiv betreibt, bleibt bis heute ein Rätsel.“ Recht hat er, nur vergisst er, dass die realpolitische Notwendigkeit für eine militärische Abstützung der zivilen Maßnahmen schon zu Zeiten von Rot-Grün zwingend war. Doch Gerhard Schröder, Fischer und Peter Struck konzentrierten sich auf den zivilen Aufbau, schauten aber weg, wenn es um die innenpolitisch und parteipolitisch unpopulären militärischen und strategischen Schlussfolgerungen für das deutsche Engagement ging. Der naive Idealismus von Rot-Grün führte zu Deutschlands Engagement in Afghanistan. Aber als die realpolitischen Widrigkeiten wie der Terror der Taliban auftraten, verschloss Rot-Grün die Augen. Nach

euphorischem Beginn fehlte Rot-Grün auch in Afghanistan der lange Atem.

In Schröders Schatten

Fischers Erinnerungen an die zweite Hälfte der rot-grünen Außenpolitik zeigen deutlich: Es lief insgesamt immer schlechter für ihn. Nicht ohne Resignation räumt er ein, dass seine außenpolitischen Handlungsspielräume im Laufe der Jahre enger wurden: „Das vertrauensvolle Verhältnis von Gerhard Schröder mit dem französischen und dem russischen Staatspräsidenten seit dem Irak-Krieg tat dem Kanzler nicht gut, denn er entwickelte ein zunehmend präsidiales Amtsverständnis, auch für die Außenpolitik.“

Das bedeutete im Klartext: Der Bundeskanzler nahm ihm die außenpolitischen Leckerbissen vom Tablett! Schröders Koch-Kellner-Vergleich traf in der zweiten Amtsperiode das Mark des Außenministers: Der Kanzler bestimmte das außenpolitische Menü, Fischer durfte nur noch (be)dienen oder das aufsammeln, was Schröder übrig ließ. Das schmerzte Fischer besonders in der Europa-Politik, die er einst mit Sturm und Drang begonnen hatte. Doch seitdem Bundeskanzler Schröder Europa zur Chefsache

erklärt hatte und gemeinsam mit Chirac und nicht mit Fischer nationale Interessen stärker berücksichtigte, rückte Fischer ins Abseits. Seine Erinnerungen zeigen, wie verzweifelt er wieder ins Spiel drängte. Fischer strebte unerschrocken weiter den Ausbau der EU zu einer parlamentarischen Föderation an und setzte auf einen entsprechenden Verfassungsvertrag. Schröder ließ seinem Außenminister diese diplomatische Spielwiese des EU-Verfassungsrats, wo Fischer auch aus eigennützigen Gründen zu reüssieren hoffte. Er war entschlossen, „nach Brüssel in das zukünftige Amt des EU-Außenministers zu wechseln“.

Europäisches Scheitern

Aber er scheiterte auf der ganzen Linie. Er musste nicht nur seine persönlichen Ambitionen begraben, sondern seine Vision von der Zivilmacht Europa scheiterte an den unterschiedlichen nationalen Interessen.

Doch in Wirklichkeit war er der europapolitische Geisterfahrer, der, blind für Deutschlands Interessen, auch blind für die unterschiedlichen Interessenlagen der anderen Mitglieder war. Er sah sich schon als der erste Außenminister der

Zivilmacht Europa. Da war kein Platz mehr für niedere Gefilde wie deutsche Interessenpolitik. Deutsche Interessen?

„Alles Quatsch ... wer nationales Interesse zum Maßstab deutscher Europapolitik macht, wird sein blaues Wunder erleben.“ Auch in der Europapolitik zeigte sich folglich das gleiche Muster des moralisierenden Außenpolitikers: euphorischer Auftakt, Mangel an realpolitischem Gespür und unübersehbares Scheitern.

Versuche in Nahost

Wo konnte er doch noch reüssieren? Jetzt nahm der Geostratege den Nahen Osten ins Visier. Dort lauerten Gefahren, aber auch vermeintlich große Chancen. Ausgerechnet im Minenfeld des Nahen Ostens suchte der umtriebige Idealist hier eine neue Bewährungsprobe. Fischer schildert ausführlich seine diplomatischen Exkursionen. Rastlos konferierte er in den arabischen Hauptstädten, entwarf Friedenspläne und suchte zu vermitteln. Zu gern hätte er den palästinensisch-israelischen Friedensprozess neu belebt, das Iran-Problem entschärft oder die Türkei in die EU geholt. Doch es kam, wie es kommen musste: Das, was selbst die USA in Jahren nicht schafften, blieb für den Meister-

strategen aus Berlin völlig unerreichbar.

Doch die Gewichtigkeit der Missionen schmeichelte seinem Ego: Mit den Mächtigen der Region zusammenzutreffen, in schwarzen Stretchlimousinen vorzufahren, vielversprechende Kommuniqués zu veröffentlichen, staatsmännisch die Weltpolitik zu kommentieren, das hielt ihn am Laufen. Gesicht und Körpersprache zeigten: Fischer sah sich als Atlas, der einsam und verkannt die Last der Welt schulterte.

Ungeduldiges Naturell

Doch was für ein Missverhältnis zwischen Selbstbetrachtung und objektiver Lage: Seine hektischen Amtsgeschäfte waren hochtouriger Leerlauf: viel Schaum wenig Substanz. Auch hier zeigt sich wieder das Grundmuster seiner Außenpolitik: euphorischer Start, mangelhafter Realismus, schnell erlahmende Kräfte und am Ende Enttäuschung und Erfolglosigkeit. Dabei gab es genügend zu tun!

Doch die notwendige und kontinuierliche Kärnerarbeit mied er, das langsame Bohren dicker Bretter widersprach seinem aktivistischen und ungeduldigen Naturell: Zum Beispiel war eine kluge neue deutsche

Ostpolitik seit der Zeitenwende überfällig. In den Hauptstädten in Mittel- und Osteuropa wurden deutsche Führung und Inspiration schmerzlich vermisst. Eine angemessene Bestandsaufnahme der Sorgen und Interessen der mittel- und osteuropäischen Staaten wäre gerade im Zuge der Hinwendung Schröders zu seinem lupenreinen Freund in Moskau angemessen gewesen. Doch Fischer versäumte es, mit dem Auswärtigen Amt diplomatisch gegenzusteuern. Nur die Visa-Affäre warf ein trübes Schlaglicht auf die Sorglosigkeit deutscher Visa-Vergabe zu Fischers Amtszeit.

Da er sich weder um die neuen globalen Fragen noch um deutsche Interessen kümmerte, verwundert es nicht, dass Fischer große Schwierigkeiten hatte, Deutschlands Rolle in Europa und in der Welt angemessen zu vertreten. Zudem wirkte sein Auftreten selten gewinnend. Vielmehr erschwerten seine moralisierende Arroganz, seine Sprunghaftigkeit und seine politische Vergangenheit ihm den Zugang zum professionellen außenpolitischen Establishment, nicht nur im Westen.

So kann abschließend festgehalten werden: Fischers Erinnerungen

zeigen, dass er auch im Abstand der Jahre nur wenig hinzugelernt hat. Selbstgerechtigkeit überwiegt. Auch deshalb blieben ihm Erfolg und Zuneigung verwehrt, auch im Ausland. Dabei hätte er so gern eine neue außenpolitische Zeitrechnung begründet. Doch sein Wirken bleibt Episode.

Unübersehbare Frustration

Er hätte mehr bewirken können, aber er stand sich selbst im Weg. Am Ende war er isoliert: Die Grünen wollten ihn los sein, Bundeskanzler Schröder entschied ohne ihn, in Washington speiste man ihn mit Höflichkeiten ab, Europa war von seinem hochfahrenden Idealismus genervt, bei den neuen globalen Fragen fehlte ihm das Verständnis für die innovativen Herausforderungen, und die Mächtigen in den Hauptstädten der Welt, mit denen er sich so gern auf eine Stufe stellte, übersehen ihn einfach.

So blieb Frustration unübersehbar. Sie gehört zum Gesamteindruck von Fischers Erinnerungen – vor allem unter Berücksichtigung dessen, was er bewusst ausgelassen hat: die Kette von Misserfolgen und Peinlichkeiten, die zu seiner Amtszeit gehören.